

einigermaßen entsprechen zu können. Eins der besten Mittel, diese Bestrebungen von der in folgedessen drohenden Gefahr des Dilettantismus, der so manche Ortsgeschichte erlegen ist, fernzuhalten, sind populäre Darstellungen der Vorgeschichte größerer Gebiete, wenn sie auf streng wissenschaftlicher Basis aufgebaut sind. Für solche Werke hat sich ein fester Typ noch nicht entwickeln können, da ganz wechselnde Anforderungen an solche Arbeiten gestellt werden. Es ist sehr reizvoll, zu verfolgen, wie verschiedenartig diese nicht leichte Aufgabe gelöst wird. Zu der Vorgeschichte Ostpreußens von Gaerte (1930) und der Niedersachsens von Jacob-Friesen (1931) ist für Nordostdeutschland die pommersche Urgeschichte von Kunkel getreten, die in ihrer Anlage für Ostdeutschland etwas Neuartiges bietet. Der ersten Voraussetzung — Ermöglichung weiter Verbreitung — kommt der billige Preis von RM. 7.80 für das gebundene Exemplar, bzw. von RM. 7. — für eine 2. Ausgabe entgegen, bei der die Abbildungen für Demonstrationszwecke in einer Mappe angeordnet sind. Wenn der Verfasser im Vorwort die oft „unerwünschte“ Verkleinerung der Objekte beklagt, so ist es Bescheidenheit. Die Abbildungen sind durchaus genügend. Dem von der Öffentlichkeit verlangten Lehrzweck entspricht die wohlüberlegte Anlage des Buches. Anschauliche Tafeln mit knappen Unterschriften bilden den Kern der Darstellung, denen die Erläuterungen im Textband folgen, so daß „der Leser einem gelinden Zwang ausgesetzt ist“, wenn er sich ein geschlossenes Bild der Entwicklung pommerscher Urgeschichte verschaffen will. Nur durch eigene Mitarbeit kann er die reiche Ernte aus der Fülle des Stoffes gewinnen. In einer Einführung sind geschickt die Dinge vorweg genommen, die von allgemeiner Bedeutung sind, womit die Tafelerklärungen entsprechende Entlastung erfahren haben. Besonders sympathisch berührt, daß Grenzen der Erkenntnis und Lücken unseres Wissens auch deutlich aufgeführt sind und hierdurch der den populären Darstellungen öfter anhängende Mangel vermieden wird, Vorstellungen zu erwecken, die nicht zutreffend sind. Auch sind mit erfreulicher Energie die allgemeinen kulturgeschichtlichen Ergebnisse gegenüber der trockenen Typologie in den Vordergrund gestellt. Dadurch ist die Darstellung im besten Sinne lebendig und anregend geworden.

Eine 55 Seiten umfassende Sonderübersicht von fast 1000 Nummern als Nachweis des pommerschen Schrifttums offenbart überraschenden Reichtum an Literatur. Ein Verzeichnis der wichtigsten Museen mit urgeschichtlichen Funden Pommerns, ein Verzeichnis der Ortsnamen, sowie eine Übersichtskarte der Provinz Pommern sind dem Werke beigegeben worden. Es bietet somit auch den Fortgeschrittenen und der Fachwelt ungemein wertvolles Material und erhebt sich weit über eine rein populäre, nur Lehrzwecken dienende Behandlung der Materie. Durch diese glückliche Kombination wird das Werk dem Verfasser die aufgewandte große Mühe lohnen. Die Verpflichtung der Fachwelt der Öffentlichkeit gegenüber, für die Mittel, die sie ja von der öffentlichen Hand erhält, über die wissenschaftliche Arbeit hinaus auch eine Gegengabe zu bieten, wird durch Arbeiten wie diese wohl am besten erfüllt. Man kann nur wünschen, daß auch andere Gebiete, in denen solche Publikationen bisher noch fehlen, bald ähnliche glückliche und gehaltvolle Darstellungen erfahren werden, was den verhältnismäßig gutgestellten Landesanstalten der Provinzen Sachsen und Schlesien (die Mertins'sche Urgeschichte Schlesiens ist z. B. seit Jahren vergriffen) dank guter Durchforschung des Bodens und reichlich vorhandenen Klischeematerials am ehesten möglich sein dürfte. Am Absatz für solche Arbeiten wird es auch heute nicht fehlen.

Frankfurt am Main.

G. Bersu.

Ernst Gall, Karolingische und ottonische Kirchen. Deutsche Bauten, 17. Band, hrsg. von Hermann Giesau. Verlag Aug. Hopfer, Burg b. Magdeburg 1930. 62 S., 54 Abb., 4 Taf.

Selten ist ein Buch so erwünscht gekommen, wie Galls kleine Schrift über karolingische und ottonische Kirchen. Die Kunst des frühen Mittelalters rückt ja allmählich

aus ihrer peripheren Stellung heraus; von archäologischer wie von kunstgeschichtlicher Seite her beginnt man, sich mit ihr zu beschäftigen, bemüht sich, das noch unbekannt Material zusammenzusuchen und auszubreiten. Gall unternimmt als erster den Versuch, das bisher Gefundene knapp zusammenzufassen.

Um es vorwegzunehmen — Galls Buch ist ganz ausgezeichnet: es ist knapp und klar geschrieben, übersichtlich aufgebaut und bringt eine Fülle von Material auf beschränktem Raum. Die Abbildungen unterrichten über die wichtigsten Bauten, und besonders erfreulich scheint, daß die (schematisierten) Grundrisse auf den herausklappbaren Tafeln sämtlich auf den gleichen Maßstab 1:1000 gebracht sind: man bekommt auf den ersten Blick ein anschauliches Bild von den Größenverhältnissen. Ein erstes Kapitel orientiert über „Die Anfänge christlichen Kirchenbaues“. Zentral- und Langbau als Grundformen werden geschieden; der Langbau, die altchristlich-römische Basilika, wird als ein Parallelfall zur Profanbasilika aus der antiken Baukunst heraus entwickelt und gleichzeitig in ihrer Sonderart gegen eigentlich antike Bauten abgesetzt (drei weite Schiffe, stark überhöhtes Mittelschiff, durchgeschobenes Querhaus, halbkreisförmige Apsis). Das zweite Kapitel bespricht „Die karolingischen Kirchen“ in ihren wichtigsten Beispielen; die karolingische Baukunst wird als Neubildung auf Grund der altchristlichen Überlieferung verstanden, als ein Versuch, „die alte Grundform in verschiedenartiger Weise nutzbar zu machen“. Der kreuzförmige Grundriß, die Bildung von Raumgruppen an Stelle einfach gereihter Räume wird zum Prinzip der baulichen Gestaltung: so erklärt sich die Aufnahme des Westwerks, das mehrgeschossig dem Langhaus sich vorlagert, so die Aufnahme der zweitürmigen Westfassade, die Umbildung der Chor-teile. „Die ottonischen Kirchen“, die das dritte Kapitel behandelt, entwickeln diese Gedanken weiter. — Dazu tritt eine Reihe neuer Beobachtungen: die Krypta von Corvey ist wohl sicher, wie Gall annimmt, karolingisch, nicht, wie Effmann glaubte, erst im 11. Jahrhundert entstanden; die große ottonische Kirche St. Gertrud in Nivelles wird neu eingeführt, der erste Bau von Gandersheim, die Grundrisse der ottonischen Dome von Bamberg und Worms werden überzeugend rekonstruiert.

Will man doch ein paar Worte anfügen, so wollen sie mehr ergänzen als Kritik üben: es liegt klar, daß es Gall viel mehr auf das dritte Kapitel ankam als auf die beiden ersten, und tatsächlich ist das Material gerade für die Frühzeit noch so dürftig, daß man nur mit äußerster Vorsicht Andeutungen über den Verlauf der Entwicklung machen kann. Vielleicht hat aber Gall die Bedeutung des römischen Zweigs der altchristlichen Kirchenbaukunst für die abendländische Frühzeit doch noch überschätzt. Die christliche Spätantike des Ostens spielt neben der römisch-altchristlichen Kunst doch eine ganz entscheidende Rolle, wie gerade die Ergebnisse der Expeditionen nach dem Osten in den letzten Jahrzehnten (Butler, Herzfeld, Guyer) gezeigt haben. Neben der weiten, gestaltlos-flächigen Ziegelbasilika Roms, mit durchgeschobenem Querhaus und einfacher halbkreisförmiger Apsis, standen im 5. und 6. Jahrhundert die Basiliken des syrischen Ostens und des inneren Kleinasien, querhauslos oder mit angeschobenen Querflügeln, mit polygonaler Hauptapsis, von Pastophorien oder Nebenapsiden flankiert, gern auf Pfeilern statt auf Säulen, und häufig mit zweitürmiger Westfassade. Dort gab es Kleinbauten, einschiffig mit einer oder drei Apsiden — und all diese Bauten waren aus schweren Hausteinquadern errichtet, legten gerade Wert auf „Gruppenbildung“ und „Körperlichkeit“. Daneben stand die Kunst des „östlichen Küstenkreises“ (der Ausdruck scheint mir weniger mißverständlich als das gewohnte „byzantinisch“), in Byzanz, in Saloniki, in Kleinasien und Ägypten, die mit ganz anderen, sehr komplizierten Bautypen arbeitet, mit Zentralräumen, mit der Emporenbasilika, mit der Kreuzbasilika, und dazu kommt die noch viel zu wenig geklärte Baukunst an der nordafrikanischen Küste. Diese außerrömischen Kunstkreise treten bei Gall doch wohl zu

sehr in den Hintergrund und vielleicht läßt sich gerade mit ihrer Hilfe die sehr komplexe Haltung der frühestmittelalterlichen Baukunst noch ein wenig entwirren. Bauten wie Münster in Graubünden, Mals, St. Peter in Metz lassen sich als Abwandlung östlicher Typen deuten (Brád, Kapelle der Coemeterialbasilika der Menasstadt) und ähnlich liegt der Fall bei manchen Bauten karolingischer Zeit, deren Eigenart doch wohl nicht nur als selbständige Umbildung altchristlich-römischer Anregungen, sondern besser als Fortbildung östlich-altchristlicher Typen sich erklärt: die Zweiturmfassade von Hersfeld, die bis ins 11. Jahrhundert in Deutschland völlig isoliert bleibt, läßt sich am einfachsten aus syrischen Vorbildern ableiten (Termanin) und ebenso steht es mit dem Dreiapsidentyp von Cornelimünster (Kalát Simân); die Ikonostasis, die Steinbach zeigt, findet ihre Parallelen auf nordafrikanischem Boden (Benian, Birbenzireg) oder an der Adria (Parenzo, cf. Clapham, *English Romanesque architecture before the conquest*, 1930). Auch die angeschobenen Querflügel in Steinbach, die von den durchgeschobenen Querhäusern der römisch-altchristlichen Basiliken gar nicht scharf genug unterschieden werden können, gehen wahrscheinlich auf östlich-altchristliche Vorbilder zurück (Korykos, *Basilica extra muros*; Salona, Anastasiusbasilika); so erklären sich auch die niedrigen Querflügel, die der Stich von Centula zeigt oder die querflügelartigen Sakristeianbauten von St. Salvator in Werden (Schwäbls Rekonstruktion von St. Emmeram in Regensburg, die gleichfalls solche Anbauten aufwies, ist nach Zahns Untersuchungen im Münchener Jahrbuch 1931 wieder zweifelhaft geworden). So ist es auch nicht nötig, mit Gall die ausgeschiedene quadratische Vierung als Regel für fast alle karolingischen Kirchen anzunehmen: Beenkens Ausführungen in dieser Frage im *Repertorium für Kunstwissenschaft* 51 — die Gall bei Erscheinen seines Buches noch nicht vorlagen — scheinen mir trotz Christs gegenteiliger Beobachtungen in Mittelzell für die Mehrzahl der karolingischen Kirchen doch zuzutreffen. Freilich ist entscheidend, und Gall weist darauf auch energisch hin, daß eben in karolingischer Zeit der römisch-altchristliche Typ für den Norden bedeutsam wird. In den riesigen Basiliken von Hersfeld und Fulda, die durch Vonderaus Ausgrabungen bekannt geworden sind, und in zahlreichen kleineren Kirchen wird im Gegensatz zu der älteren östlich-altchristlichen Tradition das römische Vorbild deutlich: das Querhaus wird durchgeschoben (Hersfeld, Fulda, Heiligenberg, Regensburg Alte Kapelle, nach Schönbergers Befund auch der Frankfurter Dom und nach den von Becker geleiteten Ausgrabungen St. Justin in Höchst), es liegt gelegentlich im Westen (Fulda), Säulen treten an Stelle der Pfeiler. Eben aus der Verschmelzung der östlichen mit der römischen Tradition mag sich manche karolingische Lösung erklären. Es bleibt auch dann noch genug an selbständiger Leistung für die karolingische Kunst übrig — und eben diese eigene Leistung der karolingischen Architektur, ihre maßgebende Bedeutung für die Baukunst des ganzen Mittelalters, hat Gall meisterhaft herausgeholt. Hier und in der Behandlung der ottonischen Baukunst liegt der Schwerpunkt der Darstellung: es ist das erste Mal ein Versuch gemacht, die frühmittelalterliche Baukunst Deutschlands im Zusammenhang zu sehen.

Marburg a. L.

R. Krautheimer.

Gerda Bernhard, Das nördliche Rheinhessen. Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Landschaft in historischen Querschnitten. Gießen 1931, 158 Seiten, 13 Textabb., 9 Karten.

Das Buch ist als Heft 5 in den „Arbeiten der Anstalt für Hessische Landesforschung an der Universität Gießen“ (Geographische Reihe herausgegeben von F. Klute) erschienen (zusammen mit Heft 6: *Die alten Grundsteuereinschätzungen im südlichen Rheinhessen in Beziehung zu Boden und Klima*, von Fritz Kissel). Wenn auch ein großer Teil des Buches sich mit Dingen beschäftigt, die der römisch-germanischen Forschung ferner liegen (Kap. 1: die physisch-geographischen Grundlagen, 3: die